

dtv

Hannah Luckraft ist Ende dreißig, ihr Leben alles andere als eine Erfolgsgeschichte, und es dämmert ihr, dass es so eigentlich nicht weitergehen kann: Die Anzeichen, dass es ihrer Seele nicht gut geht, mehren sich, ihre Familie fühlt sich von ihr verletzt, ihre wenigen Freunde sind eher sonderbare Typen, und auch auf ihren Körper ist kein Verlass mehr. Der Zahnarzt Robert scheint ihr Liebe und Rückhalt zu bieten, vielleicht ist er aber auch nur ein weiteres Symptom jenes Problems, für dessen Beseitigung es höchste Zeit wird.

In ›Paradies‹ gelingt es A. L. Kennedy, das Trostlose und das hinreißend Komische miteinander zu verbinden. Es ist die Geschichte einer gescheiterten Existenz, voll finsterer Abgründe und lyrischer Stellen von atemberaubender Schönheit. Ein mutiges und kompromissloses Buch, das man nicht vergisst.

A. L. Kennedy, 1965 im schottischen Dundee geboren, wurde bereits mit ihrem ersten Roman ›Einladung zum Tanz‹ (2001) berühmt und zählt zu den bedeutendsten zeitgenössischen englischen Autorinnen. Sie wurde mit zahlreichen wichtigen Literaturpreisen ausgezeichnet. 2007 erhielt sie den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur und 2016 den Heine-Preis. Kennedy lebt in Glasgow. Sie unterrichtet kreatives Schreiben an der University of Warwick.

A. L. Kennedy

Paradies

Roman

Aus dem Englischen
von Ingo Herzke

dtv

Von A. L. Kennedy sind bei dtv außerdem erschienen:

Das Blaue Buch (14310)

Gleißendes Glück (14488)

Die erste deutschsprachige Ausgabe von ›Paradies‹
erschien im Jahr 2005 im Verlag Klaus Wagenbach, Berlin.

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**

www.dtv.de



2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Die englische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel ›Paradise‹ bei Jonathan Cape in London.

© 2004 A. L. Kennedy

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© für die deutsche Übersetzung: Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2005

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,

Stephanie Weischer unter Verwendung eines Fotos

von Arcangel Images/Sarah Ann Loreth

Gesetzt aus der Minion 10,2/14,7

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14576-3

Für Mutter

Mo rùn geal òg

I

Wie es passiert, ist immer eine lange Geschichte.

Und ich beginne sie anscheinend damit, hier zu sein: ein kastenförmiger Raum, zu groß, um behaglich zu sein, die schmutzige Decke gerade niedrig genug, eine allgemeine, aber eindeutige Aura von Klaustrophobie zu erzeugen. Zu meiner Linken eine übergroße Uhr, wie sie gern in Vorschulen und Altenheimen verwendet wird, die Sorte mit großen, schwarzen Ziffern und trickfilmdicken Zeigern, die einem die Uhrzeit praktisch ins Gesicht schreien, ob man sie wissen will oder nicht. Sie zeigt 8 Uhr 42 und schreitet voran. Darüber ein unbestimmt blendendes gelbes Licht.

8 Uhr 42.

Aber ich weiß nicht, was – abends oder morgens. Nach allem, was ich bisher sehen kann, möchte ich in beiden Fällen nicht viel länger als bis 8 Uhr 43 etwas damit zu tun haben.

Mit einer Faust, bemerke ich, umklammere ich einen Schlüssel. Daran hängt ein Anhänger aus fiesem, grünem Plastik, durchscheinend und in eine Form gepresst, die illustriert, wie ein schon lange totes, zu krankhafter Größe aufgeblähtes Ohr aussehen dürfte. Nur, weil es mit so etwas wie einem Stiel, Rippen und Adern versehen ist, erkenne ich, dass es eigentlich ein Blatt sein soll. Ich nehme an, dieser Schlüssel soll mir gefallen und ich soll mich im Zweifel zu seinen Güns-

ten entscheiden, weil alle Menschen Bäume mögen und folgerichtig auch Blätter. Aber ich mag keine Blätter, auch keine echten.

Ich kann Ihnen aber sagen, was ich mag: was ich sogar anbete – ich sehe es gerade vor mir, und es ist herrlich, das Hübscheste, was ich seit 8 Uhr 41 erblickt habe. Es hat mit meiner anderen Hand zu tun – der blattlosen Hand.

Es ist eine Flüssigkeit.

Ich liebe Flüssigkeiten.

Sie steigt im Becher dem Krug entgegen, im ständig sich erneuernden, malzigen Strudel: Sie fällt vom Krug in den Becher, wie ein Muskel, der sich ständig spannt und wieder spannt, wie das honigfarbene Herz eines endgültig spezialisierten Tieres. Sie glitzert und ergießt sich natürlich – ein Getränk gießt sich ein, eilt ins Glas, um einen Durst zu lindern, so, wie es soll. Ich stelle den Krug ab und hebe das Glas, so, wie *ich* soll.

Ich nehme an, es ist mit einer Art Apfelsaft gefüllt, und bei näherem Hinsehen stelle ich fest, dass es stimmt – nicht sehr angenehm, aber nass und notwendig. Die Luft und daher auch mein Mund schmecken momentan nach billigen Reinigungsprodukten, unglücklichen Leuten, einhundert Jahren hartnäckigen Zigarettenrauchs und Urin, in dem kleine Kinder liegen gelassen werden. Das heißt, ich brauche mein Getränk. Und außerdem habe ich tatsächlich, wenn ich darüber nachdenke, einen furchtbaren Durst.

»Furchtbares Wetter?«

Ich schlucke Fruchtersatz, nicht einmal aus Konzentrat hergestellt, also kann ich kein Wort von mir gegeben haben – ich habe nichts gesagt.

Furchtbarer Durst: furchtbares Wetter – doch das Echo ist zufällig, ich müsste schon ziemlich paranoid sein, um etwas anderes zu glauben. Dennoch kommt mir die Bemerkung wie ein Eindringling vor – als hätte sie Zugang zu meinem Schädel –, und so drehe ich mich um, ohne auch nur ein Lächeln vorzubereiten, und entdecke die verantwortliche Person direkt hinter mir: ein zotteliger, rötlich blonder, herumlungender Mann. Er hat halblange, gelbliche, lockige Haare, die in seiner Jugend vielleicht mal niedlich aussahen, sich aber inzwischen zu einer fusseligen Peinlichkeit gelichtet haben. Ich kann mir beinahe vorstellen, wie er jeden Abend darum betet, über Nacht kahl zu werden. Bisher hat Gott sich nicht gnädig gezeigt.

Fusselkopf versucht, forschend zu schauen, auch wenn er nichts weiter sagt und ich ihm weder in die Augen sehe noch ihn sonst irgendwie ermutige. Er ist so jemand, der Hobbys haben könnte: traurige Hobbys, über die er reden möchte.

Ich sehe mich rasch um und entdecke kein Fenster, was seine meteorologische Unsicherheit erklären könnte. Keiner von uns beiden kann eine Ahnung haben, was das Wetter da draußen gerade treibt. Andererseits macht Zottel den Eindruck, als sei er ständig unsicher: Möglicherweise hat er schon einen Blick auf die Welt außerhalb dieses Raumes geworfen und hat tatsächlich im Voraus Kenntnis von den herrschenden Wetterverhältnissen – Monsun, Sandstürme, Schneeregen – und hofft einfach, dass ich seine Beobachtungen bestätigen werde.

Ich habe natürlich keinerlei Kenntnisse im Voraus, keine Spur.

Hinter uns beiden ist ein nachgemachter Karren aufgebaut – offenbar aus Edelstahl, dennoch mit einem damenhaften Baldachin und üppigem Chintz-Volant versehen. Darin erkenne ich flimmernde Hitzestrahler und Tablett voller orangefarbener, brauner und grauer Dinge, die Essen sein dürften, nehme ich an. Das Ganze riecht nach nichts als Langeweile und vielleicht noch nach altem Fett.

»Wirklich schrecklich ... Oder?« Er versucht es noch einmal: Vielleicht jammert er noch übers Wetter, vielleicht ist er einfach depressiv, mich kümmert es im Grunde wenig.

»Widerlich.« Ich nicke und wende mich ab.

Aber Zottel muss noch einmal nachhaken. »Tchssss ...« Er scheint das alles sehr persönlich zu nehmen, was es auch sein mag. Und ich bemerke, dass in den huschenden Blicken, die er mir hin und wieder zuwirft, eine leichte Erwartung liegt. Könnte sein, dass er mir schon bald Kopfschmerzen macht.

»Fffmmmm ...« Er nickt, als hätte sein Geräuschrepertoire außerhalb seines Kopfes irgendeine Bedeutung.

Immerhin kann ich nicht leugnen, dass er außerdem Englisch spricht, jedenfalls beinahe – das ist ein Hinweis. Das bedeutet, dass ich wohl annehmen kann, mich in einem Hotel in einem englischsprachigen Land zu befinden. Oder ich bin nur von Fusselkopf abgefangen worden, der selbst Englisch spricht und geraten hat, dass ich es ebenfalls tue, und könnte ebenso gut sonst wo sein.

Inzwischen hängt er immer noch unentschlossen im Hintergrund, und ich hoffe sehr, dass sich das nicht zu einer eigenartigen Demonstration langlebiger nationaler Solidarität auswächst. Um ihm auf den Weg zu helfen, versuche ich, ab-

weisend zu klingen, obwohl mir nicht klar ist, was ich eigentlich abweise: »Grauensvoll. Beinahe *erschreckend*.«

Das scheint zu funktionieren. Er weicht einen Schritt zurück, noch einen, und tritt niedergeschlagen den Rückzug an. Ich glaube, sicher annehmen zu können, dass unsere Unterhaltung beendet ist.

Um mich herum beugen sich verschiedene Gruppen und Einzelpersonen über Schalen mit Frühstücksflocken, Teller voller glänzender Dinge, zusammenfallende Brötchen. Der Teppich ist großzügig mit einer Art Brotschuppen bestreut: Sämtliche Tische sind ebenfalls vollgekrümelt, dazwischen steht in eingedrückten Vasen unglaubliches Blattwerk. In unschönen Abständen hängen an den Wänden Reproduktionen alter europäischer Werbeplakate: ein britisches Hotel also. Dieses Ausmaß an Grausigkeit wird nur auf den Britischen Inseln erreicht. Und mit Sicherheit ist dies das Frühstück. Also: 8 Uhr 44, nein, 8 Uhr 45 am Morgen, Frühstück in einem billigen britischen Hotel.

Ich bin zu Hause. Vielleicht.

Mit dem Rücken zur Wand stochern eine schreiende Ehefrau und ihr unhörbarer Ehemann in Pilzen und Würstchen herum. »Wir müssen uns auch einen Gasgrill besorgen. Das Essen bei ihnen war das herrlichste, das ich je gegessen habe, das herrlichste. Das war das herrlichste Essen.« Ihr Partner kaut und kaut, während ich mir den feiner und feiner werdenden Brei, den er dabei produziert, nicht vorzustellen versuche. »Und dieses kontinentale ... kontinentale ... kontinentale ...«

Kontinentale, was? Bettlaken? Frühstück? Liebesnest? Sprachprogramm zum Selbstlernen?

Sie wird nie zum Ende kommen, ich werde es nie erfahren, er wird nie aufhören zu kauen – ich weiß es. Ich möchte gar nicht daran denken, wie sie frei und ungehindert den Globus umkreisen und überall Menschen in den Wahnsinn treiben – bis die verzweifelt in den Gasgrill flüchten. Ich fülle mein Glas aufs Neue und konzentriere mich.

Dann erinnere ich mich mit schmerzhafter Klarheit an einen Steward, der die unruhige Perspektive eines Flugzeuggangs verdeckte und seine Arme durch die üblichen Sicherheitsbelehrungen tanzen ließ: die Sauerstoffmasken, zunächst für einen selbst, bevor man sie seinen nach Luft schnappenden Kindern reicht, die Leitlichter am Boden, die einen durch Qualm und Dunkel locken sollen. Er hatte Spaß an der Sache und schwitzte nur ein klein wenig von all den ausholenden Bewegungen, mit denen er den beruhigenden Text begleitete. Dann versuchte er, seine Rettungsweste – *Nur zu Demonstrationszwecken* – anzulegen, und scheiterte grandios.

Ich sah ihm zu, konnte nicht anders, wie seine eben noch flüssigen Handbewegungen ins Stottern gerieten, wie das mit Gummi beschichtete Gelb zerkratschte und immer weniger hilfreich aussah, eher wie ein schmutziges Lätzchen. Als er eigentlich einen festen Doppelknoten an der Hüfte schlagen sollte (um dann zur Demonstration der aufblasbaren Kammern, der praktischen Notpfeife und der netten Signallampe zu schreiten), verknäuelten sich die Leinen auf perverse Weise, und je heftiger er daran riss und beruhigend lächelte, desto mehr hakte und klemmte alles. Da ließ er den Kopf sinken und begann, ernsthaft mit seiner Weste zu kämpfen, das Blut stieg ihm vom Nacken ins Haar empor. Inzwischen hatten

sich richtige Knoten gebildet, seine Finger krabbelten feucht und machtlos um sie herum. Einen Atemzug lang schaute er hoch, und ich grinste ihn an – welcher Gesichtsausdruck war sonst möglich als ein entschlossenes, ermutigendes Grinsen? –, und dieser Augenblick stellte klar, wir wussten beide, dass er jetzt einen echten Notfall vorführte. Genau so würden wir in Panik geraten, uns verheddern und zu lange brauchen, wenn die Maschine abstürzte. Genau so wären wir im Dunkeln gefangen und würden uns ungeschickt abmühen. Genau so würden wir umherstarren, während das Grauen gegen unseren Willen zuschlug. Genau so würden wir ins Wasser stürzen und spüren, wie jede Spur von Schutz und Sicherheit ganz einfach abriss und davontrieb. Er zeigte uns, wie wir sterben würden.

Die Demonstration ging zu Ende, doch er blieb, wo er war, von sich selbst verwirrt, fast in Tränen, die Weste immer noch um sich geschlungen, schief und falsch zusammengeschnürt.

Das ist eine frische Erinnerung, sie schmeckt nach Nähe.

Und wieder grinse ich entschlossen und denke, dass ich irgendwo gewesen sein muss und nun zurückkehre, und diese Information ist neu und wichtig und ein Grund zur Freude.

Eine der vielen Freuden des Vergessens ist, wie wir alle wissen, das Erinnern. Man rennt von einem Zimmer ins andere und kann sich nicht vorstellen, wo man am Abend zuvor die Schlüssel hingelegt hat: Ohne sie ist man ans Haus gefesselt. Unterm Bett, in der Besteckschublade, hinterm Scotch, hinter den Schuhen, in den Taschen eines jeden Kleidungsstückes, das Taschen hat, im Mülleimer, in der Biotonne, im Brotkasten: Man hat jeden Winkel panisch abgesucht. Man sitzt ver-

zweifelt auf seinem Bett, weiß nicht, wer den Zweitschlüssel hat und ob der Betreffende noch gut auf einen zu sprechen ist, und dann – streift die Hand sacht über den wunderhübschen Metallhaufen, die schwere kleine Schlüsselspinne, die Zugang zu allem verspricht. Den ganzen Vormittag haben die Schlüssel auf der Bettdecke gelegen und einem jedes Mal zugezwinkert, wenn man vorbeigelaufen ist. Aber jetzt hat man sie endlich und ist glücklich, viel glücklicher, als wenn man sie ganz ohne Verwirrung dort aufgegriffen hätte, wo sie immer liegen.

Heute Morgen ist ganz klar, dass mir mindestens ein kompletter Tag abhandengekommen ist, man kann sich also vorstellen, wie entzückt ich bin.

Aber immer noch durstig.

Immerhin habe ich schon ein gefülltes Glas an mich gebracht – wahrscheinlich 300 Milliliter, vielleicht sogar ein Tropfen mehr. Ich habe zwischen Flüssigkeitsoberfläche und Glasrand einen manierlichen Abstand gelassen – alles andere ist asozial und erregt Aufmerksamkeit –, doch selbst wenn der Saft bis zum Rand schwappen würde, wäre es noch nicht genug. Ein Liter wäre vielleicht gerade genug, würde vielleicht den Anfang einer Erfrischung bedeuten, ein Liter und kein bisschen weniger. Ich muss dieses Glas also im Stehen austrinken, nachschenken, austrinken, wieder nachschenken, mich dann in eine geschützte Ecke setzen und den Flüssigkeitshaushalt ausgleichen. Dazu muss man ungestört sein. Ich nehme an, dass es sich hier um eine Art rollendes Büfett von der üblichen Sorte handelt – *Nimm, so viel du kriegen kannst* – und dass niemand etwas gegen nackten Appetit einwenden wird.

Wie sich herausstellt, liege ich nicht falsch.

Ich umklammere Glas Nummer vier, durchwandere die Ruinen und murmele vor mich hin, halte Ausschau nach einem erträglichen Sitzplatz. Plötzlich scheint der Raum vollgestopft mit Menschen, nirgends ein freies Plätzchen.

Vielleicht esse ich später ein wenig Toast, wenn es Toast gibt. Vermutlich verfüge ich über Geld, um ihn zu bezahlen, es ist unwahrscheinlich, dass ich andernfalls hierhergekommen wäre.

»Äh ...?« *Schon wieder.* Fusselkopf wedelt mit einer Hand auf enervierende Weise über einem leeren Stuhl. Dem einzigen leeren Stuhl in Sicht. »Ä-äh ...?« Er versucht, mich mit diesem einen traurigen Vokal anzulocken.

Ich könnte einfach stehen bleiben.

Rechts und links von ihm lauern ganz offensichtlich seine Kinder: ein mürrisch blickendes Mädchen von vielleicht acht Jahren und ein kleinerer, dunkelhaariger Junge. Zum Glück hat keiner der beiden seine Haare geerbt. Sie scheinen beide ganz versessen darauf zu sein, den Inhalt verschiedener winziger Marmeladenpackungen auszudrücken und mit der Soße dann wahllos Gegenstände zu beschmieren.

Ich könnte auch zurück zum Fruchtsaft flüchten.

Ich könnte einfach wegrennen.

»Sie stören uns nicht. Wirklich nicht. Ist schon in Ordnung.«

»Ich werde Sie stören.«

»Werden Sie nicht.«

»Ich glaube schon.«

»Ne-ein.«

Die Kinder verlieren das Interesse daran, den Milchkrug zu besudeln, das Mädchen lutscht an ihrer Handfläche und sieht mich abschätzig an.

»Vielleicht einen Augenblick.« Ich weiche den schlimmsten Schlieren aus. »Sind wie Pickel, stimmt's?«

Vater Zottel schluckt eher unglücklich.

»Die Marmeladenpackungen – wenn man sie ausdrückt, dann ist das wie ... na ja, ein bisschen wie ...« Ich gebe auf, nippe schweigend an meinem Apfelsaft. Fünf oder sechs Schluck, und mein Frühstück ist vorbei. Außer dass ich mich immer noch unterversorgt fühle, irgendwie fehlen noch ein bis drei Gläser.

»Hiii-HA. Hiii-HA.« Natürlich hat er ein abnormes Lachen, warum sollte er normal klingen? Wie oft kann er bei einem Leben wie dem seinen wohl lachen? »Pickel. Hiii-HA.«

Jedenfalls ist es ein hässliches Lachen und sollte gestoppt werden. »Sie ... brechen also auf?«

Er wird wieder ernst, ist leicht errötet und sagt leise, »Wir kommen zurück.«

»Aha.«

Der kleine Junge tippt mich unterm Tisch an, und seine Hand klebt eindeutig, als er sie wieder wegnimmt. Ich trage eine Jeans – die neu aussieht –, eine neue Jeans und ein T-Shirt. Meine Unterarme sind leicht gebräunt. Der Junge versucht es wieder. Ich schenke ihm meinen besten geduldigenoffenen-undlebenslustigen Gesichtsausdruck. Früher oder später wirkt der immer. Ich bin ein Mensch, mit dem andere schnell warm werden – alle ohne Ausnahme werden warm. In einem Film würde meine fehlende Erinnerung bedeuten, dass ich eine

Killermaschine bin, von schrecklichen Regierungsbehörden geduldig ausgebildet, und dass sich meine Amnesie bald schon in einem Blutbad, in gewissenlosen Kampfhandlungen und brennenden Autos auflösen wird. Aber ich weiß, dass ich keine wie immer geartete Maschine bin. Ich bin ein menschliches Wesen, ein richtiger Mensch. Und ich bin sympathisch – fast unnatürlich leicht zu mögen. Der Junge wird angesichts meiner Aufmerksamkeit schüchtern, fühlt sich aber nicht unwohl. Das Mädchen starrt mich mit heftigem Grimm an. Bei ihr würde es länger dauern.

»Amelia. So wollen wir uns doch nicht benehmen.«

»Schon in Ordnung. Nicht schimpfen. Vielleicht ist sie müde. Nicht an Fremde gewöhnt.« Ich schütte den letzten Schluck Saft hinunter und bereite mich darauf vor, zu verschwinden – vielleicht habe ich ja irgendwo ein Zimmer mit anderen Vorräten und ohne Marmelade. Vater Zottels Ohren sind beinahe scharlachrot – offenbar hätte er gerne höfliche Kinder, ein bewundernswerter Zug, aber man kann solche Hoffnungen auch übertreiben. Er ist jetzt beinahe wütend, will sich unbedingt aufregen, also beruhige ich. »Amelia. Was für ein schöner Name.«

Daraufhin wirft mir das Mädchen einen leicht verletzten Blick zu und starrt die Tischdecke an. Sie hat also erwartet, dass ich ihren Namen kenne. Sie hat erwartet, dass ich ihn behalten habe. Wir sind uns also schon begegnet.

Auf dem Flug? Auf dem Flughafen? Im Hotelfoyer? Um 8 Uhr 35?

Ich entsinne mich eines Flughafens, wo ich in üblicher Manier herumtrottete und darauf wartete, anderswohin abzu-

reisen – in einem Plattenladen Zeit vertrödelte und die DVDs durchgehe.

»Sagen Sie mal, *Lesbische Schlampen beim Sex* – worum geht es da?«

Der Mann am Tresen, schläfrig, voll mit Drogen oder tödlich gelangweilt: »Hm?«

»*Lesbische Schlampen beim Sex* – klingt ein bisschen vage. Ich will ja schließlich nichts kaufen, wo ich mir nicht sicher sein kann. Kommen da Cembalos drin vor? Oder Schlittschuhlaufen? Klappstühle? Gibt es Figuren, die Gedächtnisverlust vortäuschen?« Ich war in Plapperlaune, vergnügt und auf der Suche nach einem Kumpel, mit dem ich herumalbern konnte.

Der Mann am Tresen war nicht mein Kumpel. »Sie wollen sie nicht kaufen.«

Kaum hatte ich den Mund aufgemacht, wurde mir klar, dass er mein Geplapper womöglich als eine Art Anmache missverstand, was es nicht war, ganz und gar nicht.

»Natürlich will ich sie nicht kaufen – wo ist denn da das Geheimnis, der Raum für Fantasie?«

Er reagierte jedoch nicht, als würde er verführt – eher so, als sei er kaum noch am Leben. »Sie wollen sie nicht kaufen.« Er war monoton in jeder Hinsicht.

»Nein. Ich habe nicht die Absicht, etwas zu erwerben.« Und ich begab mich fort, ehe ich noch etwas anderes sagen konnte. Oder.

Ich sagte tatsächlich, »Diese DVD würde ich nicht kaufen, wenn es die letzte auf dem Planeten wäre.«

Und dann sagte er, »Wissen Sie, was Sie können.«

Und dann sagte ich, »Mich selbst ficken und ein Video davon drehen, das *Ich ficke mich selbst* heißt.«

Ich kann mich an beide Enden erinnern, was die Sache schwierig macht. Aber ich glaube, das erste überzeugt mich mehr. Ich glaube, ich sagte ihm, dass ich keine Absicht hätte, etwas zu erwerben, und ging. Wie auch immer es sich abspielte, zu dem Zeitpunkt waren jedenfalls keine Kinder in meiner Nähe – ich hätte niemals so anstößige Dinge gesagt und über sexuelle Handlungen gesprochen, wären Minderjährige dabei gewesen. Ich habe Prinzipien.

»Amelia?« Ich versuche, wie jemand auszusehen, der nicht an schlimme Wörter denkt, und mich mit der Tochter zu versöhnen, und das ist nett von mir, denn ich habe ihr eigentlich nichts getan. Sie hat mich womöglich für eine Freundin gehalten, und ich war anscheinend etwas unfreundlich, vergesslich, mehr nicht. Mein Bruder hasste solches Benehmen, als er in ihrem Alter war. Ich auch. Es ist nichts Ernstes, aber trotzdem: »Amelia, ich hoffe, du hast eine angenehme Heimreise. Freust du dich darauf?«

»Mummy gefällt es zu Hause besser.«

»Ah.« Gott sei Dank, sie haben eine Mutter: Sie sind nicht völlig von Vater Fusselkopf abhängig. »Na, das ist doch gut.«

An dieser Stelle kann er nicht an sich halten und muss die Unterhaltung unterbrechen. »Ihre Mutter ist noch auf dem Zimmer. Müde.«

Das ist doch verständlich, ich wäre ständig völlig fertig, wenn ich mit dir verheiratet wäre. »Reisen strengt an.«

Am Essenskarren schaufelt eine Frau sich etwas auf, was nach Rührei aussieht. Selbst von hier kann ich die Klumpen

zittern und glitschen sehen. Sie machen mich nervös, wie sie es eigentlich nicht sollten – Eier sollten eigentlich keine besondere Macht über mich besitzen –, und ich erkenne, dass mich ein Gefühl überkommen wird, etwas Unangenehmes, ein Zwischenfall. Etwas droht, über mir zuzufallen, was ich mir nur als einen riesigen grauen Deckel vorstellen kann. Das bedeutet, dass ich nur allzu bald weinen könnte oder instabil werde oder mich plötzlich übergeben muss. Zweifellos lässt mein Kopf mich wieder einmal im Stich. Es wird Schmerzen geben: So ist es immer; und zwar böse, unvorhersehbare Schmerzen: So sind sie immer. Nach so vielen Jahren erkenne ich die Vorzeichen.

Ich stehe vorsichtig auf, und der Junge schaut mich an, eindeutig trübselig, weil ich gehe. »Auf Wiedersehen, Du.« *Keine Ahnung, wie er heißt.* »Auf Wiedersehen, Amelia.« Amelia tritt in die Luft und ignoriert mich. »Auf Wiedersehen ...« Ich mache einen Schritt und stoße gegen eine mich aufhaltende Hand – wer sonst als ihr Vater, der aufgestanden ist und von einem Fuß auf den anderen zappelt. Er müsste doch wissen, dass er so etwas nicht tun darf; nicht jetzt. Ich dränge, und mein Kopf drängt ebenso. Zottel wandelt seine Geste in ein halbes, leicht flehendes Händeschütteln um, und ich, höflich bis zum Schluss, ergreife seine glitschigen Finger und seine noch glitschigere Handfläche. »Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Hannah.«

»Ja.« *Wir haben uns also alle namentlich vorgestellt, wie ungeheuer gesellig und zivilisiert.* »Ich bin dann weg.«

»Schön, Sie kennengelernt zu haben. Tut mir leid wegen der äh ... Kinder.« Er leckt sich mit einem eigenartigen kleinen